



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hassel, Paul: Der Gaulois in Mörth.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die fehlenden 52,000 Mann werden durch den constanten Theil der Armee (Offiziere und Capitulanten) sowie durch die älteren Mannschaften der bis 1866 selbständigen Contingente von Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, Schleswig-Holstein, Mecklenburg u. s. w., welche in der vorstehenden Berechnung nicht berücksichtigt wurden, überreichlich gedeckt.

Berlin, August 1870.

Max Lehmann.

Der Gaulois in Wörth.

Nicht den großen Thaten der braven Bayern und Preußen, die am Abend des 6. August, als die Sonne ihre letzten Strahlen über das Reichensfeld von Wörth entsandte, bei der Bluttaufe der deutschen Einheit sich brüderlich die Hand reichten, — nicht der gewaltigsten Schlacht, die seit unserer Väter Gedanken auf dem Festland ausgegungen worden ist, sollen diese Blätter gewidmet sein; sie wollen erzählen von den Irrfahrten zweier französischer Journalisten, die ausgezogen waren in der Hoffnung, ihr Publicum an der Seine mit den Nachrichten von rasch gewonnenen Siegen und wieder aufgefrischter Gloire zu unterhalten, die aber, als der deutsche Löwe bei Wörth seine Feinde niedertrat, ein Beutefang der Unsrigen geworden sind.

Wir stellen sie den Lesern vor als die Herren Cardon, Correspondenten des Pariser Journals „Gaulois“ und Chabrillot, in derselben Eigenschaft bei dem fabrikmäßigen Witz des „Figaro“, der *chronique scandaleuse* von Paris, beglaubigt. Ihre Porträts sind schnell gezeichnet: Cardon, etwa 50 Jahre alt, von übertriebener Beweglichkeit, eine mittelgroße sehnige Figur, mit ergrautem Haar, stark gefurchtem Antlitz, grauen stechenden Augen und grauem Knebelbart. Herr Chabrillot ganz das Gegentheil, ein untersehter, wohlbeleibter Pariser, dem die Küche der Boulevards vortrefflich ange schlagen, von breitem hartlosem Gesicht, schwarzem Haar, phlegmatischem, schlenderndem Gang, die Hände wie festgewachsen in den Taschen. Bei der Verhaftung wurde diesen Opfern des französischen Journalismus, die die Sünden ihrer Genossenschaft wenigstens durch einige Stunden peinlichster Angst und Lebensgefahr abbüßen mußten, einige Aufzeichnungen abgenommen, die als Bericht für die Pariser Presse dienen sollten. Ihnen ist der Stoff für das nachfolgende Genrebild entnommen. Sie reichen von dem Abend vor der Schlacht bis zu den ersten Stunden des mörderischen Kampfes am 6. Dem Vertreter des „Figaro“ scheint der Humor für seine Notizen vergangen zu sein, als die ersten Kanonenschläge aus preußischem Geschütz

in Wörth erdröhnten; wenigstens bricht an diesem Zeitpunkt seine Erzählung ab. Der „Gaulois“ bleibt noch standhaft auf dem Posten des Berichterstaters, als er wiederholt seinen Versteck wechseln mußte, um bald vor den preussischen, bald vor den französischen Feuerschlünden Zuflucht zu suchen; umspielt von Kanonen, Mitrailleusen, Chassepots und Bündnadeln setzte er sein Tagebuch fort, bis nach 10 Uhr die Preußen des 5. Armeecorps einen erneuten Vorstoß der anfangs überlegenen französischen Streitkräfte zurückwiesen und zwischen den Häuserreihen von Wörth festen Fuß faßten. Diese rühmliche Ausdauer unseres Galliers wird es rechtfertigen, wenn wir seinen Kollegen im Hintergrund lassen und nur seinen Namen auf das hier gegebene Genrebild übernehmen.

Als unsere Ritter von der Feder den französischen Armeen „zur Reise nach Deutschland hinein“ sich angeschlossen hatten, war ihre Meinung gewesen, das Geschäft des Kriegslärmens, in dem sie jahrelange Vorstudien gemacht, vom Kriegsschauplatz aus mit ungeschwächten Kräften weiter zu üben. Es liegt eine tiefe Ironie des Schicksals darin, daß aus dem zahllosen Schwarm von kriegswüthigen Stoßvögeln, über welche die französische Presse gebietet, gerade diese beiden Habichte des „Gaulois und Figaro,“ die immer die Ersten im Zuge waren, wenn es galt, den Schnabel gegen Preußen zu wehen, die Zeugen des preussischen Kriegesruhms werden mußten.

Die Herren erreichen, von Basel kommend, am Abend des 6ten das Hauptquartier Mac Mahon's. Man hat die Nachricht von dem Gefecht bei den Weißenburger Linien (4. Aug.), dessen Bedeutung doch auch von den Feinden nicht unterschätzt wird. Man weiß, daß die Division Douay, die sich eben dem Gros der Armee anschließt, schwere Verluste erlitten hat: — „elle est abimée“ — sagt von dieser Truppe der Eine unserer Gewährsmänner. Im Wirthshaus „zum weißen Kopf“ in Wörth wird Nachtlager gehalten. Ein commandirender Feldherr hätte seinen Standort nicht glücklicher wählen können als der französische Journalismus, so unmittelbar am Platze der Entscheidung. Denn von der Herberge aus beherrscht der Blick die beiden Hauptstraßen des französischen Heereszuges, die auf Bietsch und Hagenau. Es ist die Richtung, in der die Truppen Mac Mahon's mit Anbruch des Morgens aufmarschiren, und in der sie, wenn die Würfel zu ihren Ungunsten fallen, sich zurückziehen müssen. Vorläufig jedoch hat man keinen andern Glauben, als daß sich diesmal der Steg an die französischen Fahnen heften werde. Es kann nicht vollkommener zugestanden werden, als es hier von Feindeßseite geschieht, daß die Positionen, in denen der Marschall die Preußen erwartete, die ausgiebigsten Chancen für den Inhaber darboten. Alle Offiziere versichern, sagt Cardon, „daß unsere Aufstellungen vortrefflich sind“ — (positions admirables).

Es ist ein schlagendes Argument gegen die Jugendfrische des Bonapartismus, daß er, wo er sich Muth zu den Erfolgen seiner Unternehmungen einsprechen will, immer wieder auf die Erinnerungen der ehemaligen Größe verfällt. Wie leicht würde es dem forschenden Historiker werden, in den pomphaften Proclamationen des dritten Napoleon die zahlreichen Entlehnungen aus dem Epos des ersten Kaiserreiches nachzuweisen, von dem pathetischen Wort, das an den Pyramiden gesprochen wurde: „l'univers Vous regarde“ bis zu der alten Erfindung des Corventes, die sich mit jedem Raubzug der Revolutionsarmee fester eingewurzelt hat, der Phrase von dem Kampf um die Heiligthümer der Civilisation. Selbst die Taktiker gefallen sich in diesem Spiel historischer Reminiscenzen. Als am dämmernden Morgen des 6ten August die für den Kampf bestimmten Heeresmassen Frankreichs an den bewaldeten Höhenzügen über Wörth ihre Posten einnehmen, tragen sie in ihrem Tornister die alte Legende von der Unwiderstehlichkeit des coupirten Gefechtes in der französischen Armee. Auf dieses Vertrauen hat man in der That bei der ersten Schlacht, die zwischen der romanischen und germanischen Rasse entscheiden sollte, die Schachzüge seiner Strategie begründet. Man entsinnt sich, daß schon einmal, in den Zeiten der „großen Armee“, der französisch-deutsche Kampf in ganz entsprechender Aufstellung gestanden habe. Die geschichtliche Wahrheit ist bekanntlich nicht die stärkste Seite im Gedächtniß unsrer wälschen Nachbarn. So meint denn der „Gaulois“, es sei hier in Wörth, genau in diesem sumpfigen Lehmboden vor dem kleinen, nun für ewig berühmten Landstädtchen des Elsaß und auf den überdeckenden Hügeln gewesen, wo die Armee der Republik dem legitimen Deutschland, Preußen an der Spitze, im Jahre 1791 unter General Hoche den Garaus gemacht habe. So, fügen sie hinzu, werde es auch diesmal sein, und bekräftigen ihre Zuversicht mit einem unverschämten „ils seront battus certainement“. Gott sei Dank weiß der Historiker im Felde, und ich hoffe auch der daheim, der so glücklich ist, seine Bücher nachschlagen zu können, nichts von einer solchen Schlacht.

Froh in der Gewißheit des erwarteten Sieges verbringen die armen Teufel denn die längst bekannten Telegramme von der Südarmee und werden im Voraus das Mitleid für ihre weiteren Abenteuer bei unseren Lesern erweckt haben. Sie verbringen die Nacht in leidlicher Ruhe. Zwar hört man vom frühesten Morgen das Feuer der Vorposten, die, kriegslustig auf beiden Seiten ihre eisernen Umarmungen begonnen haben, noch aber ist es nicht bestimmt, ob der große Vorbruch der Armeen schon an diesem Tage sich entwickeln wird. Noch mustert man mit Muße beim Aufgehen der Sonne die französischen Streitkräfte. Ihre Linke hat sich bei Lembach aufgepflanzt und ungehindert die Höhen besetzt, die ihr als Stützpunkt der Defensive dienen

sollen; ihr Centrum entfaltet sich von Langensulzbach bis Wörth, während die Rechte bei Mörzbrunn steht. Noch gehört ihnen die Verbindung mit Sagenau, sie occupiren die Landstraße, die dorthin führt und auf; der im Laufe der Nacht die Divisionen des 7. Corps sich zur Concentration an den Abhängen des künftigen Schlachtfeldes genähert haben. Die Ordnung ist bereits so, daß der Kampf jeden Augenblick angenommen werden kann. Denn im Rücken, bei Reichshofen, hat man die Cavallerie zur Reserve rangirt, darunter die Truppen des auf dem Felde der Ehre gefallenen Douay. Die 3ten Husaren und die 11ten Chasseurs harren hier ihrer Bestimmung. Noch weiter hinterwärts hält man Niederbronn in guter Bedeckung. Aber man rechnet außerdem auf weitere Verstärkung. Während der Nacht müssen die Garden, die man aus Saargemünd beordert hat, über Bietsch und Reichshofen angekommen sein. Der Schlag ist vorbereitet, in jeder Stunde kann er niederfallen. „Mac Mahon“, so lesen wir in unseren Berichten, „concentre tout sur cette ligne. Il occupe sa position splendide, ou il attend les Prussiens“. Man ist von den Stellungen des Gegners genau unterrichtet. Sein Erfolg vom 4. hat die Wirkung, daß er auf der Straße von Weissemburg bis Sulz dominirt, allein man kennt auch seine übrigen strategischen Punkte. Görsdorf, rechts von der Sulz-Wörther Chaussée ist in seiner Macht, links Tiefenbach, Gunstett, Walburg, Surburg und Schwabweiler von seinen Vorposten eingenommen.

Es ist 5 Uhr geworden. Die Zouaven rücken an. In den elsässischen Dörfern, durch die wir passirten, sprach man von ihnen als von den „wilden Bestien“, die der Nachkomme Bonaparte's gegen seine Feinde losgelassen hat. In dem französischen Lager aber sind sie die verwöhnten Schooßkinder von Offizieren und Mannschaften, denn man hat nun einmal die Hoffnung dieses Feldzugs auf sie gesetzt. Auch der Kriegsschnaubende Schriftsteller, wie der Gaulois bei der Morgenfrische des 6. August noch einer ist, muß sich mit ihnen verhalten. Er tritt aus seiner „Auberge“ auf die Straße und labt, soweit der Vorrath des Einzelnen reicht, mit Café, petit verres und Cigarren die Zouaven vom 2. Regiment und die Turcos. Dabei zeigt sich, daß die Gefühlweise des französischen Journalismus von der thyratäischen Furie der Schwarzen und Braunen des dritten Kaiserreiches nicht allzuweit entfernt ist. Man hat bei diesen Herren ein Chiffreblatt gefunden, das die französische Presse, soweit sie den Lagern gefolgt ist, für die intimen Mittheilungen ihrer Sendlinge verabredet zu haben scheint. Die Depesche wird in Form eines Krankenbülletins gehalten. Für die Bezeichnung der Generale und Corpsbefehlshaber wie für die der Ortschaften von Frankreich bis in das Herz unseres Vaterlandes sind französische Vornamen gewählt; die militärischen Bewegungen werden durch die einzelnen Stadien der Krankheit

wiedergegeben. „Notre ami tel et tel va un peu mieux“ heißt z. B. in dieser nicht allzu tiefsinnigen Geheimsprache: „on annonce un engagement très sérieux près de . . .“ Für Forbach z. B. steht der Name „Anselme“. Soll ein ernstes Gefecht bei dieser Stadt gemeldet werden, so würde der Eingeweihte telegraphiren: „Notre ami Anselme va un peu mieux“. Die Preußen sind geschlagen heißt: „prévenez son oncle“, die Preußen sind auf dem Rückzuge „prévenez sa tante“, sie sind gänzlich geschlagen „prévenez sa mère“. Das ganze System dieser geheimen Zeitungs-correspondenz ist, wie man sieht, auf den „kranken Mann“ berechnet. Und da ergibt sich denn sogleich die enge Beziehung mit den Fanfarronaden des Turcos, der auch, bis er geschlagen ist, von nichts als dem „todten Preußen“ zu erzählen weiß. „Nous fraternisons avec les officiers et les soldats“, sagt Cardon, was, in die afrikanische Anschauung übersetzt, ungefähr soviel heißt, als in das Scalpiren der deutschen Schädel mit einstimmen. Die Turcos und Zouaven hatten ihre Gewehre bereits geladen in der Hoffnung, daß ihnen in Wörth die Preußen begegnen würden. Man bedauert, daß sie nicht schon zur Stelle sind. Beruhigt Euch! Sie werden nicht ausbleiben!

Nachdem Herz und Magen, die beiden Organe, deren innere Befriedigung bei der Bravour des Kriegers so wesentlich mitsprechen, gestärkt sind, entläßt man die Elitetruppen in das Vordertreffen. Für Figaro und Gualois folgt noch eine Stunde gesättigten Behagens, eine Stunde, die mit Siegesahnungen verbracht wird. Dann, es schlägt 7 Uhr von der Kirche in Wörth: der Stundenschlag, der daheim die Meisten erst aus erquickendem Schlummer aufweckt, hier wo die Männer von Nord und Süd zum Kampf für die Ehre des deutschen Namens ihre Rüstung anlegen, bietet er manchem wohl den Scheidegruß seiner irdischen Zeit. Es ist lebhaft geworden in den Reihen der Preußen: was sie drüben mit so hoffnungstarker Sehnsucht wünschen, geschieht: die Schlacht ist angenommen. Die Journalisten denken noch einen Augenblick nach über den besten Standort, von dem aus sie den Ruhm ihrer Nation mit ansehen wollen. Mitten in der Stadt erhebt sich ein altes Gemäuer, das einst einer ehrwürdigen Abtei als Warte diente. Von den obersten Stockwerken aus überschaut man die Wiesengründe, gegen welche der erste Vorstoß der Preußen gerichtet ist, und die Waldhügel, wo das Geschütz des Feindes unsere Truppen erwartet. Dorthin verpflanzt sich in dem Moment, wo die Frage des Völkerzwistes den ehernen Händen der Armeen überlassen wird, die Redaction des feurigen Galliers. Allein noch ehe der Zeiger einmal seine Minutenbahn umkreist hat, ein winziges Atom der Zeit, wenn man von vergangenen Geschichten erzählt, aber für den, der selbst für die werdende That seine Kraft einsetzt, eine Ewigkeit — ehe noch die Stunde gewechselt, haben die Preußen mit unwiderstehlichem Tirailleurfeuer

ihre Gegner aus den Gärten der Vorstadt herausgedrängt. Noch ein glücklicher Schlag und die Preußen stehen zwischen den Häuserzeilen von Wörth. Da war es, tapferer „Gallier“, wo Dir beim Herausziehen des preussischen Sturmwindes das Innerste im Busen erbebte. Denn freilich! über die Lage der Dinge bleibt kein Zweifel. Sind die Preußen in Wörth, so werden die französischen Geschütze von den Höhen um Fröschweiler ihren Donner gegen die offenen Stellungen des 5. preussischen Armeecorps loslassen. Wörth ist dann der Hauptpunkt des Kampfes. Und so geschieht es. Genau um 8 Uhr 10 Minuten, der „Gaulois“ selbst nennt uns diesen Zeitpunkt, sind die Preußen zum ersten Male Meister der Stadt und es beginnen auf der anderen Seite Kanonen und Mitrailleusen für die Wiedereroberung des Platzes zu arbeiten, von den Preußen beantwortet. „Le feu de pelotons résonne autour de Woerth. Leurs roulements ne cessent point. On entend les mitrailleuses, qui commencent le feu. Le canon gronde.“ So steht es um halb 9 Uhr. Der Gallier befindet sich zwischen zwei Feuern.

Und das ist, auf Stunde und Minute berechnet, die Zeit, wo dem Chauvinismus dieser Heißsporne von der französischen Presse das Herz in die Bluderhose fiel. Den Sinn vor der Sorge um das eigene Dasein erschüttert, citiren sie den Geist des Mannes, den sie als den Urheber des Krieges betrachten: es ist die subalterne Figur Olivier, des von Ehrgeiz durchwühlten Parvenus. „Das verdanken wir Olivier,“ ruft der Gaulois aus, „daß wir uns in dieser Lage befinden!“ Und wirklich die Lage ist von der unangenehmsten Art. Zu der Kanonade, welche die Mitrailleusen auf der linken Flanke unterhalten, und dem Kugelregen der Preußen im Centrum gesellt sich noch ein drittes Feuer, das von links her, wo bei Lembach die tapferen Bayern den Durchbruch ertrogen wollen, herüberdröhnt. Unsere Herren vom eingebildeten Ritterthum der Feder haben längst ihre dominirende Stellung auf dem Wartthurm verlassen und sich auf neutrales Gebiet zurückgezogen. Das rothe Kreuz in weißer Fahne giebt Bürgschaft für den Schutz ihres kostbaren Lebens — es ist im Hospital von Wörth, wo wir gegen 9 Uhr den Chauvinismus des Gaulois wiederfinden. Aber das Schlimmste erwartet ihn noch. Die Preußen sind inne geworden, daß ihre Gewehre nicht hinreichen, um die feindlichen Batterien in ihrer entfernten Schußweite und ihren überlegenen Positionen matt zu setzen. Die Artillerie des 5ten Corps schiebt sich zur Hilfe zwischen die Colonnen der Infanterie und vertheilt ihre Posten in den Straßen von Wörth. Alle Commandorufe, die diese Vorgänge bezeichnen, werden dem literarischen Bannerträger Napoleons vernehmbar: er hört die Worte der tapfern 58er: „Wir können hier nichts ausrichten!“ (Nous ne pouvons rien faire ici), er bemerkt, wenn er aus seinem lauernden Verstecke den Kopf in die Höhe schnellt, die Auffahrt der preussischen Ge-

Schütze. Von seinen eigenen Landsleuten kommt ihm nichts mehr zu Gesicht: er befindet sich inmitten der Preußen. *Nous Sommes littéralement entourés de Prussiens*, notirt er in seine Schreibtasel mit Schriftzügen, die immer deutlicher die zitternde Hand verrathen und setzt dann, in einem letzten Aufdämmern seines feuilletonistischen Stils hinzu: „C'est le prologue, auquel nous assistons, en ce moment la pièce va commencer.“ Ein furchtbarer Knall ist das einleitende Thema dieser kriegerischen Symphonie; er signalisirt den Beginn der Kanonade auf derselben Seite. Die vernichtenden Läufe sind in die Höhe gerichtet, gegen die Firnen der Häuser, Schornsteine stürzen herab, und wo die Blitze der Bomben einschlagen, reißen sie in der Ziegelbedachung klaffende Lücken. In den oberen Stockwerken des Hospitals darf man sich unter solchen Umständen nicht mehr sicher wähnen: allein sollte es nicht mit dem Geschäft zusammenhängen, daß der kriegswüthige Condottiere der französischen Presse etwas vom Blut des vorsichtigen Strategen in seinen Adern trägt? Er ersteht die Mittel zu einem anständigen Rückzuge und flüchtet sich in das Souterrain. Allein das Zittern der Wände, die bis in ihre Tiefen zu wanken scheinen, belehrt ihn, daß eine feindliche Kugel wohl so unverschämt sein könne, auch hier sein geweihtes Leben zu behelligen. Deine Stellung ist zu offen, verschanze Dich, so spricht aus ihm sein taktischer Verstand. Zum Glück ist zwischen Ofen und Kamin ein freier Raum geblieben, dorthin schlüpft der beängstigte Journalist. Die letzte unbezwungene Kraft, die seiner Phantasie geblieben, sammelt er zu dem höhnischen Vergleich zwischen seinem gegenwärtigen Loos und dem seines ehemaligen politischen Verbündeten, des Großsiegelbewahrers von Frankreich, der im Augenblick an der wohlbesetzten Tafel seines ministeriellen Frühstücks schwelgen mag. „Was gäbe ich drum, wenn Olivier in meiner Haut stäke.“ Im Uebrigen harret er mit Resignation der Dinge, die da kommen werden.

Und wirklich gestalten sie sich noch einmal über alle Erwartung gut. Der Widerstand der französischen Geschütze, die auf den Höhen von Fröschweiler auffahren, ist nicht zu brechen, unter ihrem Schutze debauchirt die feindliche Infanterie gegen die linke Flanke von Wörth, wo die preußische Phalanx erschüttert wird. In den Verhaufen des abschüssigen Terrains, welches die Stadt im Rücken einschließt, haben sich aufgelöste Zuavencorps versteckt gehalten: sie ergreifen die Günst des Augenblickes und fallen in die Reihen der Unsrigen. Wörth muß noch einmal aufgegeben werden. Der Feind frohlockt ob des errungenen Sieges, nicht ahnend, daß vor seiner Front Dank der trefflichen Disposition unserer Führer die größeren Abtheilungen der Preußen und Bayern sich zum Angriff zusammenschließen.

Auch der Gaulois athmet noch einmal auf. Er ist der Ansicht, daß man das Fernglas des ruhigen Beschauers wieder zur Hand nehmen dürfe.

Die Luft ist rein, er verläßt sein Hospital und wagt sich abermals auf den Thurm, um den Rundblick der französischen Siege zu genießen. Er ist entzückt über die Aufmerksamkeit des Besizers, der ihn „trés gracieusement“ empfängt. Glückliche Verblendung, die ihm nicht merken läßt, daß er sich in die Mausefalle begeben hat.

Es ist wenig über 10 Uhr, als die Preußen zur erneuten Infillade gegen Wörth vorgehen. Die Zuaven und Turcos weichen, das Spiel der Mitralieusen ist umsonst, die Zündnadel hat ihr Spiel wieder gewonnen. Wieder ergießen sich durch die Straßen die siegreichen Truppen, sie halten den Markt, sie umzingeln den Thurm, die Insassen desselben sind in ihrer Gefangenschaft. Mit diesem Wechsel eines kurzen Glückes enden die Aufzeichnungen des Gaulois. Und da, edler Gallier, als Deine Feder den Dienst versagte und im sorgenvollen Geist, der seines nächsten Augenblickes nicht mehr sicher war, Deine Gedanken stockten, sind sie da nicht noch einmal an Dir vorübergegangen, die Bilder Deiner kurzen Vergangenheit? Dachtest Du wohl daran, wie Du bald nach dem Siege Preußens über Oestreich, nach der Schlacht von Königgrätz, Dein Dasein in der Welt der Blätter begründetest, wie Du dann um welfischen Lohn die ersten Typen in Deine Presse senktest, wie Du mit falschen Vorspiegelungen vom nahen Rachekrieg gegen Preußen Hunderte von arbeitstüchtigen Männern des niedersächsischen Stammes, die leichtgläubig Deiner Stimme folgten, zur Söldnerfahrt nach Frankreich verlocktest und auf Dein Haupt wälztest die Schuld ihres Glendes, bis unseres greisen Königs Milde ihnen die flehentlich erbetene Rückkehr zum heimathlichen Heerd gestattete? Und fiel es Dir nicht auf die Seele, wie Du in unmännlichem Wankelmuth Eurer wälschen Rasse heute dieser, morgen jener Partei, gegen schände Bestechung das edelste Besizthum freier Menschheit, das gedankenreiche Wort verkauftest; wie Du Deine Dienste zutrugst dem unsaubern Schleppenträger des Bonapatismus, dem kleinen „Baissier der Börse, der am letzten Tag seiner Monatsrechnung den niedrigen Cours des Krieges erreichen mußte, wenn nicht das Gespenst des Bankerutts gegen ihn aufsteigen sollte, und der doch vielleicht, indem er diese mit dem Unglück einer Nation erkaufte Course notirte, den letzten Rest seiner Habe in das unsichere Sollbuch verzeichnet hat. Und endlich dachtest Du in der Stunde Deines eigenen Falles nicht daran, wie Du um feilen Erwerb mit aufreizender Rede zwei große Nationen, deren Beruf es ist, nach Maßgabe ihrer besonderen Anlagen in der Fortentwicklung abendländischer Kultur den Reigen zu führen, zu männerverderbendem Krieg gegen einander heiztest?

Von dem Gaulois selber erfahren wir nicht, welche Ahnungen schrecklicher Zukunft ihn übermannten, als er in die Hände des preußischen Rächers

verfiel. Der gemüthvolle deutsche Leser aber wird ein Interesse haben zu vernehmen, wie sein Schicksal sich ferner gestaltete.

Als wir am Abend des 6. August vom Schauplatz des mörderischen Kampfes in das Hauptquartier der 3ten Armee, das noch in Sulz still lag, zurückkehrten, begegnete uns auf der Landstraße ein Trupp von acht bis zehn Civilisten, der unter Escorte der Kriegspolizei, der furchtbaren „Feldgendsdarmen“, sich weiter bewegte. Schon aus einiger Entfernung fallen uns zwei Männer auf, die sich mit übermäßig lebhaften Gesticulationen bemühen, ihre militärische Begleitung von einem uns noch unbekanntem Gegenstand zu überzeugen. Wir wollen an dem Knäuel von Menschen, der sie umsteht, vorübergehen, sie aber sprechen uns mit französischen Worten an und bitten um unsere Vermittelung. Wir hemmen unsere Schritte und erhalten von dem Feldgendsdarmen den Bescheid, daß man diese Männer auf einem Thurm in Wörth gefangen habe, von dem aus auf unsere Soldaten meuchlings geschossen worden sei, und daß man im Begriff stehe, sie ins Hauptquartier abzuführen. Die beiden Sprecher, in denen unsere Leser längst den „Figaro“ und „Gaulois“ erkannt haben werden, behaupten mit theatralischem Pathos ihre Unschuld, während die übrigen Mitglieder der gefangenen Cohorte, jeder mit seiner besonderen Miene der Verzweiflung ein Gleiches versichern. „Das ist ganz egal, vorwärts!“ donnert die Kriegspolizei mit dem letzten Aufwand ihres kräftigen Brusttons, der vom Staub der Landstraße und einigen flüssigen Ingredienzen rauher Natur bereits stark gelitten hat. Der Zug setzt sich wieder in Marsch und so oft er durch erneute Redeversuche der Delinquenten gestört wird, helfen einige deutsche Faustschläge der hohen Polizei, ihn wieder in das übliche Tempo zu bringen.

Am nächsten Morgen hat sich durch das ganze Hauptlager des Kronprinzen die Kunde von dem tragikomischen Geschick des preußenfressenden Gaulois verbreitet. Die Untersuchung ist angeordnet und von einem Generalstabsoffizier geführt worden. Sie hat ergeben, daß bei der Gefangennahme unserer Journalisten auf dem verhängnißvollen Thurm in Wörth nichts von Waffen sich vorfand, womit jedes directe Zeugniß ihrer Schuld gefallen war,

Die ernste Geschichte eilt zu einer friedlichen Lösung. Als der Ausgang der Verhandlungen im Hauptquartier bekannt geworden war, äußerte sich der Wunsch, die Herren, die seit so langer Zeit die preußische Politik in allen möglichen Tonarten angeblafft hatten, kennen zu lernen. Man gab Befehl zu ihrem Erscheinen. Nach wenigen Minuten drückten sich „Figaro“ und „Gaulois“ durch die schüchtern halbgeöffnete Thür. Sie standen vor dem Denker unserer Schlachten, Generallieutenant v. Blumenthal, und dem Stabe. Mit seiner unnachahmlichen Grandezza lud sie der Hofmarschall ein, an der Tafel Platz zu nehmen und zum Frühstück zuzugreifen. Ein Freudenstrahl

erhellte das schlafe Antlitz des wohlbeleibten Galliers: er war gerettet. Man kündigte ihm an, daß er in zwei Tagen in seine Heimath zurückreisen dürfe.

„Ihr von der Presse in Paris“, so sagten wir ihm, „habt Deutschland, wenigstens das Deutschland, das etwas in der Welt bedeutet, erst im Jahre 1866 entdeckt; kennt Ihr uns jetzt?“ „Ah Monsieur, maintenant nous connaissons l'Allemagne!“ „Und werdet Ihr nie wieder gegen Preußen schreiben?“ „Nous le jurons!“ Die Thaten unserer Armee, hoffen wir, werden es dem Chauvinismus leicht machen, sein Wort zu halten. Sollte er sich dennoch vergessen, so werden wir vielleicht in Paris Gelegenheit nehmen, ihn an das zu erinnern, was er uns in Wörth feierlich gelobt hat.

Luneville, den 15. August.

Paul Gassel.

Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen Geschichtsschreibung.

V. Von Villafranca bis Soledad.

Der italienische Krieg von 1859 wurde nicht bis zu dem verheißenen Ziele: „frei bis zur Adria“ geführt; er wurde abgebrochen, er schuf ein halbes Werk, er stellte einen neuen Krieg in sichere Aussicht. Napoleon wich zurück vor den Gefahren eines Kampfes um das Festungsviereck, die um so schwerer ins Gewicht fielen, da die erhitzte Stimmung Süddeutschlands bereits auf Preußen eine auf die Dauer unwiderstehliche Pression übte; er wich zurück vor der politischen Schwierigkeit, die ihm aus der entschieden dem Anschluß an Piemont zugeneigten Stimmung der italienischen Fürstenthümer und der Legationen erwuchs. Er sah ein, daß er, wenn er den Kampf fortsetze, für die Gründung eines unabhängigen Nationalstaats würde zu kämpfen haben, während er nur deshalb den Krieg unternommen hatte, um Piemont so weit zu vergrößern, daß er durch dessen Vermittelung Italien beherrschen konnte. Daß Oestreich in Besitz Venetiens blieb, war ein Uebel, dem sich doch eine gute Seite abgewinnen ließ. Denn es war ja klar, daß, so lange Oestreich auch nur einen Fuß breit italienischen Bodens sein nannte, Piemont völlig auf Frankreichs Schutz angewiesen war und jeder selbständigen Politik unfähig bleiben mußte. Wie fest er entschlossen war, Piemont als willenlosen Vasallenstaat zu behandeln, trat schon in der Art und Weise, wie der Vertrag von Villafranca abgeschlossen wurde, mit